

Nr. 254. Bromberg, den 4. November 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(17. Fortsetzung.)

„Was stellst du dir darunter vor?“ fragt Molitor.

Parker gibt vorläufig keine Antwort, sondern stopft seine Pfeife frisch und zündet sie an. „Wie ich den guten Josaphat kenne, steckt da ein Druck dahinter“, erklärt er mit Genugtuung. „So viel ist klar.“

„Möglich. Aber wieso: Von wem?“

„Wer von der Schweinerei wußte, konnte auf ihn drücken und wollte das in deinem Interesse.“

„In meinem Interesse? Ich wüßte nicht ... Niemand.“ Die Stirn grübelnd zusammengezogen, mit hart geschlossenen Lippen, steht er reglos da. Plötzlich scheint ihn ein Gedanke zu durchzucken. Mit einem Schritt ist er am Tisch, zieht den zweiten Brief unter den Zeitungen heraus. Ines! Sollte sie —?

Er durchfliegt stehend die anderthalb Seiten. Dann hört Parker, wie das Papier zerrissen wird, klein und sorgfältig, sozusagen endgültig, und er sieht die Fetzen zu Boden flattern.

Molitor setzt sich ruhig wieder an den Tisch; nur ist sein Gesicht jetzt fahl, maskenhaft starr. Das dauert Minuten. „Ich will mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun haben — nichts mehr!“ bricht es unvermittelt aus ihm heraus. Er packt Mackenzies Zuschrift, ballt sie in der Faust zusammen und schleudert sie von sich.

Parker erschrickt nicht vor diesem Zornesausbruch, aber das verzerrte Gesicht da vor ihm tut ihm weh. „Askan!“ Die rauhe Stimme klingt weich und gütig. Er streckt die schwere Pranke über den Tisch und legt sie leicht auf die krampfhaft geballte Faust des anderen.

Molitor atmet stoßweise. „Verzeih — es ist schon vorüber!“

„Es ist gut, einmal Luft zu machen. Versteh' schon, mein Junge. Ich weiß wohl, was du gedacht hast. Und wußte auch, daß du dich irrst!“ Parker bekommt keine Antwort, erwartet sie auch nicht. „Sei aber vernünftig! Was du eben weggeschleudert hast: well — wir beide wissen gut genug, was das wert ist. Daß du ein solcher Narr sein sollst — damned — das werde ich nicht zugeben! Du wirst dir's überlegen, sage ich!“

„Ich mag nichts mehr davon wissen!“

Parker steckte die Pfeife, die er ausnahmsweise aus dem Mund genommen hat, wieder zwischen die Zähne. Über sein zerknittertes Gesicht irrlichtert das weise Lächeln der Erfahrung; aber er unterdrückt es klug und gut. „Später!“ meint er. „Laß jetzt nur!“ Er kramt die übrige Post zusammen, die noch für zwei Farmer des Distrikts bestimmt ist, um sie mitzunehmen. „Da ist noch was für dich dazwischen. Hast es wohl übersehen?“

Ein weißer Kartenbrief, auch aus Adelaide. Molitor reißt ihn gedankenlos auf, sieht nach der Unterschrift, stutzt.

„Für Ihren so freundlichen Abschiedsgruß herzlichen Dank! Daß mein Onkel und ich Sie nicht mehr persönlich antrafen, tut uns besonders leid, weil wir kaum mehr Gelegenheit haben, Sie vor unserer Abreise noch zu besuchen. Wir werden den nächsten Dampfer nach Europa benutzen. Aufrichtig wünschen wir beide Ihnen für die Zukunft alles Gute! Grüßen Sie auch Kaspar und Zerberus von Ihrer Juliane ter Steegen.“

Molitor sitzt eine Weile still. Dann fragt er: „Wo ist eigentlich Zerber?“

Parker ist irgendwie mit den Kisten beschäftigt, die, noch ungeöffnet, in der Zimmerecke aufgestapelt stehen. „Soviel ich weiß, liegt er nebenan auf dem neuen Sofa.“

„Mal sehen!“ Molitor geht ins Nebenzimmer.

Die Lichter auf dem Schrank sind unbeachtet niedergebrannt und erloschen. Molitor fällt das nicht weiter auf. Vor dem noch kahlen Fenster steht weiße Mondnacht. Die magische Helle bringt Erinnern mit sich. Erinnern an Abende auf einer Hotelterrasse.

Zerberus liegt struppig, wie er nun einmal ist, auf dem neuen Ledersofa. Molitor streicht ihm übers Fell, ohne ihn zu verjagen. Er geht weiter bis zum Fenster und blickt hinaus.

Jemand, der einen Druck ausüben kann und es in seinem Interesse täte —? Molitor atmet tief auf. Abreise nach Europa? Also nicht Mackenzie heiraten? Wie ist es möglich, daß ihm diese Gefahr erst jetzt zum Bewußtsein kommt: dieses Mädchen — diesen Mann! Oder etwa doch? Was weiß er denn? Eins: daß er sie noch einmal sprechen muß, ehe sie endgültig abreist. Das auf jeden Fall! — Er macht kehrt, geht ins vordere Zimmer zurück.

Parker ist noch immer bei den Kisten, dreht sich aber jetzt um und sieht Molitor ins Gesicht. Es ist ein anderes. „Du, sag mal: Wo ist eigentlich die Kiste mit den Flaschen?“

„Ach so? Aber natürlich! Whisky auch ... Da, hinter der mit dem Geschirr! — Wann geht übrigens der nächste Europadampfer ab?“

„Das steht in der Zeitung“, bemerkt Parker sehr richtig und zerrt die Kiste mit dem geplatzten Deckel nach vorn.

*

Juliane steht über ihren Koffer gebeugt, als an die Tür geklopft wird. Der Boy meldet, ein Herr Molitor wünsche Fräulein ter Steegen zu sprechen.

„Ja“, sagte Juliane. „Bitte! Im Salon, nebenan!“

Molitor hat wieder sein normales Gesicht — so, wie sie ihn kennengelernt hat, ohne Moskitostiche. Er trägt einen besuchsmäßigen dunklen Anzug; überhaupt liegt etwas Ernst-Gesammeltes in seinem Wesen. „Fräulein ter Steegen“, sagt er und nimmt die ihm dargereichte Hand, „ich konnte Sie doch nicht abreisen lassen, ohne Sie nochmals gesprochen zu haben.“

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind, Herr Molitor. Es ist doch aber ein so weiter Weg? Ich denke mir, Sie haben wohl sonst noch Geschäfte in der Stadt?“

Sie hat sich hingesetzt. Molitor auch. „Eigentlich nicht“, sagt er und denkt: Was reden wir nur? Es ist alles so förmlich und auch so gezwungen. „Ich bin gekommen, um Sie noch einmal zu sehen.“

„Ja?" Das ist keine Frage und will nichts bedeuten, das kleine Wort, das eine Weile in der Luft hängen zu bleiben scheint. „Wir fahren übermorgen."

„Warum eigentlich? Ich dachte — —"

Juliane schüttelt den Kopf. „Nein — daraus wird nichts. Sie meinen Mackenzie? Wir haben die Frage rein geschäftlich erledigt."

Molitor tut einen tiefen Atemzug. „Das beruhigt mich außerordentlich."

„Wieso? Dachten Sie denn, daß ich nach alledem anders handeln könnte?"

„Ich wußte es noch nicht sicher. Und nun wollen Sie fort: Für immer also? Und schon übermorgen?"

„Was sollen wir hier noch? Mein Onkel muß doch wieder zurück!"

„Sie wollten doch die Hungerfarm besichtigen, den australischen Busch kennenlernen und das Farmerleben! Warum kamen Sie denn nicht? Sie hätten doch Zeit genug gehabt?"

„Es hat sich manches geändert für Sie. Da dachte ich mir, ein Besuch unter solchen Umständen sei nur ein Zwang für Sie und die Einladung wohl nicht so ernst gemeint." Beide haben während dieser Erklärung das Teppichmuster studiert: kleine grüne Vögel auf blauen Blätterranken.

„Dann wiederhole ich die Einladung hiermit nochmals, Fräulein ter Steegen. Es ist jetzt draußen fertig. Sie haben noch den morgigen Tag. Wenn ich Ihnen das zumute, werden Sie einsehen, daß es Ernst ist."

„Von mir aus — gern."

„Vielleicht wundert es Sie". — Askan Molitor sieht hierbei zur Seite, als befände sich Fräulein ter Steegen links von ihm statt rechts, und richtet seine Worte an die Luft — „daß ich darum bitte? Aber vergessen Sie nicht, daß wir doch viel miteinander gesprochen haben — daß Sie viel von mir wissen! Alles . . . Es kam daher, daß ich wohl das Gefühl hatte, Sie nähmen Anteil daran. Obwohl das anmaßend sein mag."

„Nein — das ist es nicht! Es hat mich alles interessiert. Und ich habe auch sehr teilgenommen, Herr Molitor — glauben Sie nur!"

Molitor wendet ihr das Gesicht zu. Sein Blick ist weich und nachdenklich. „Ich wollte Sie noch etwas fragen, Fräulein ter Steegen: Haben Sie mit Herrn Mackenzie über mich gesprochen? Haben Sie in meiner Sache irgend etwas unternommen? Wegen des Terrains, meine ich?"

„Warum?" fragt Juliane erschrocken.

„Ich bekam einen Brief von ihm. Er will es mir zurückgeben. Daß er das aus freien Stücken tut, ist ausgeschlossen, nachdem er sich so viel Umstände gemacht hat, es zu bekommen."

„Wollen Sie es nicht zurückkaufen?"

„Wollen? Meine Absicht war es nicht — es sei denn und vor allem: Ich kann es auch gar nicht!"

„Nicht?" fragt Juliane enttäuscht.

„Die Kosten der Einrichtung sind davon bestritten. Teils wissen Sie das schon. Ich hatte auch einen größeren Betrag nach Europa geschickt. Nein — was ich wissen wollte, ist: Sie haben doch nicht etwa persönliche Opfer gebracht, um dies Angebot zu veranlassen?"

„Nein. Das war nicht nötig. Im Gegenteil Dr. de Hemptin hat die Sache so geregelt, daß es für beide Teile recht und billig ist. Mackenzie hat ihm einen Kaufvertrag zu getreuen Händen ausgeliefert. Sich darüber mit meinem Onkel auseinanderzusetzen, wird für Sie keine Schwierigkeiten haben."

Molitor sieht das Mädchen schweigend an. Juliane, der nachträglich zum Bewußtsein kommt, daß sie zugestanden hat, steigt das Blut in die Wangen. Molitor sieht sie trotzdem weiter an, schüttelt leise den Kopf und lächelt dann. Seine Augen leuchten so tief, daß man meinen könnte, sie seien feucht. „Und nun wollen Sie also abreisen und mich und das Terrain dem weiteren Schicksal überlassen? Ich hätte es kaum zurückgekauft, Fräulein ter Steegen."

„Das stand Ihnen frei. Aber die Möglichkeit sollten Sie haben. Welches andere Interesse hätte ich daran?"

„Ich verstehe wohl", sagt Molitor, „und ich danke Ihnen trotzdem."

(Schluß folgt.)

Die Insel der Einsamen.

Von Paul Keller.

Das, was ich hier erzähle, steht in Raum und Zeit; denn da es in meiner Seele ist, muß es auch noch sonstwo gewesen sein. Wenn ihr mich aber befragt nach Jahr und Land, Orts- und Zeitgrenze, so muß ich euch sagen, daß ich kein Geograph und Historiker, sondern ein Fabulant bin, der das schöne Recht hat, auf solche Fragen zu antworten: Ich lasse mir meine Singvögel in keinen Stall sperren, und ihr dürft dreist einem Fabulanten mehr glauben als einem Geschichtsschreiber. Wen es jedoch gar zu sehr nach der Zeitfolie verlangt, dem will ich sagen, daß über die Jahre, da neben dem Herrgott nur der Kaiser Napoleon auf der Erde regierte, vielerlei Kriegs-, Hof- und andere Geschichten entstanden sind, mir aber abseits vom großen Welttheater jener Zeit eine romantische Mär erwuchs, mit der ich nun beginne.

Irgendwo in deutschen Landen rann ein Fluß, der seltsame Manieren hatte. Es kam vor, daß die Wasser in seinem Lauf uneins untereinander wurden, wie es zuweilen bei den Völkern eines Bienenstockes geschieht, und daß dann die Hälfte des Gewässers ausschwärmte, zur Seite wich und einen eigenen Weg ging. Während aber die ausgewanderten Immen nicht wieder in den alten Stock zurückkehrten, besannen sich die abtrünnigen Gewässer des Flusses immer recht schnell wieder auf die alte Heimat, schlichen in gedrückter Stimmung zurück und wurden vom alten Mutterstrom mit etwas Gebrumme zwar, aber doch herzlich gern wieder aufgenommen.

Wenn sich in einem Flusse solche Dinge ereignen, dann bilden sich Inseln, nicht so große, wie sie draußen im offenen Meere liegen, aber doch Inseln, kleine, rings von Wasser bespülte Eilande.

Die größte Insel, die der Fluß bildete, hieß seit alter Zeit die „Fraueninsel", wie es deren viele in der Welt gibt, überall da, wo frommer Sinn der Gottesmutter, „Unserer lieben Frau", auf einem Eiland ein Kirchlein errichtete. Das Kirchlein unserer Insel lag auf einem Hügel und war von den Mönchen gegründet, die auf der Ostseite des Flusses ihr reiches Klostergut hatten und denen die Insel so lange gehörte, bis die Herren von Höffingen, die auf der Westseite des Flusses saßen, meinten, den Mönchen erginge es schon allzugut, und es sei empfehlenswert, daß sie ihnen die Insel, die gutes Acker- und Wiesenland sowie schönen Waldbestand aufwies, ohne Kaufbrief und andere Formalitäten auf gut Räuberrecht abnähmen. Der Bischof tat auf die Klage der Mönche hin die von Höffingen in den Bann, aber die Kerle machten sich nichts daraus, sondern behielten die Insel und bauten sich auf der zweiten Anhöhe des Eilandes ein Lustschlößchen, allwo es oftmals sehr wild zugegangen sein soll. Zwei Jahrhunderte vergingen, der Bann war ins Vergessen geraten, die Höffingen waren immer noch die Herren der Insel.

Aus jener Zeit stammt die Sage vom Liebesbrunnen. Ein fahrender Spielmann, der sich Volker nannte, kam auf die Insel und wurde im Lustschloß als gerngesehener Gast aufgenommen. Und da ereignete sich das, was so oft im Laufe der Zeiten geschah: Ein Edelkind fiel in Liebe zu einem gemeinen Manne, des Grafen von Höffingen blondes Töchterlein Irmtraud entbrannte in heißer Glut zu dem jungen Spielmann und er zu ihr. Des Nachts, wenn alles schlief, lockte eine zarte Liebesweise das schöne, blonde Kind nach dem Walde, wo der liederkundige Mund sie küßte und von den Wonnen der Jugend sprach. Ach, der Graf entdeckte das zarte Geheimnis, und er war ein roher, jähzorniger Mann, wilder Phantasie voll, wenn es galt, jemanden zu strafen, der seinen Groll erregt hatte. Die Schloßwärter — drei an der Zahl — ließ er henken, seinem Kinde und dem Spielmann ersann er eine besondere Strafe.

„Liebest du meine Tochter?" fragte er mit böser Arglist den Spielmann, der vor seinem Richterstuhle stand.

„Ich liebe sie tausendmal mehr als mein Leben", sagte Volker.

„Und glaubst du, was jener spricht?" wandte sich der Graf an seine Tochter.

„Ich glaube es", sagte sie, und ihre trüben Augen wurden hell.

„Nun wohl", versetzte der Graf, „so wollen wir die Probe machen, ob er dich wirklich mehr liebt als sich selbst."

Auf der Insel stand ein Ziehbrunnen. Er streckte einen hölzernen Arm empor, der sich niederneigte, wenn es galt, Wasser zu schöpfen. Dann stand der Brunnenschwengel auf einen Augenblick wie eine Waage. Darauf gründete der Graf seinen barbarischen Racheplan. Er ließ sein Töchterlein in den Schöpfeimer hineinbinden, so daß sie über dem Brunnenschacht schwebte, und ließ als Gegengewicht an den anderen Arm des Brunnenschwengels den jungen Spielmann an einem dünnen Faden aufhängen. Dann gab er ihm ein haarscharfes Messer in die Hand und sprach mit teuflischem Hohn:

„Wenn du sie nun mehr liebst als dein Leben, so bleib' hängen, und sie ist gerettet; willst du aber nicht sterben, so schneide dich los, und sie fährt zur Tiefe!"

Nie stand eine schrecklichere Waage auf dem Erdenstern. Der Spielmann schlenderte das Messer weit von sich. Als aber die schaurige Not um Luft und Lebensatem eintrat, reichte ihm der Graf das Messer zum zweiten Male.

„Schneide dich los, und du bist frei!"

Der Spielmann ließ das Messer fallen.

Die Todesangst kam, der Mund öffnete sich, die Zunge trat heraus, der Körper zuckte. Da gab der Graf dem Sterbenden zum dritten Mal das Messer. Der hob mit der letzten Kraft der Verzweiflung die Klinge über sein Haupt — der Graf trat dicht vor ihn, sah ihm in das verzerrte Gesicht — und es senkte sich die Hand blitzschnell, und das Messer saß dem Grafen im Herzen. Er starb mit dem Spielmann zur selben Sekunde, und ihre grollenden Seelen traten zusammen vor Gott.

Die schöne Irmtraud wurde vom Volke befreit und als Gräfin und Herrin ausgerufen. Sie ließ den Leichnam ihres Vaters in den Fluß werfen, den Krebsen und Fischen zum Fraß, und errichtete dem Geliebten ein kostbares Denkmal von Marmor aus dem Lande Italia. An seinem Grabe saß sie oft mit geschlossenen Augen, und wenn ein Vogel ganz weich und zärtlich im Geäste sang, lächelte ihr bleicher Mund.

Der Ziehbrunnen aber wurde berühmt im ganzen Reiche. Sein Wasser war von wundertätiger Wirkung. Wer von ihm trank, war gefeit gegen alle Untreue. Es galt aber auch als Schutzmittel gegen allerhand Roheiten, so daß geplagte Ehefrauen sich von ihm eine Flasche voll holten, die sie in ihr Waschwasser ausgossen, auf daß es nicht so schmerze, wenn sie geschlagen wurden. Es war eine herbe Zeit.

Die schöne Irmtraud blieb unvermählt und starb als die Letzte ihres Stammes, worauf die Klosterbrüder die Insel wieder besetzten, die ihnen aber schon nach fünf Jahren von dem neuen Edelgeschlecht am Westufer des Flusses, denen von Heyburg, abgenommen wurde. Die Heyburger kamen in den Bann, machten sich nichts draus . . . es ging alles wie damals.

Und auch mit den Heyburgern nahm es ein böses Ende. Der Letzte von ihnen war schon hoch in Jahren, als er ein junges Weib ehelichte und damit das tragische Schicksal von König Marke und Isolde auf sich herabschwor. Wenn Sommer und Winter in einen Bund treten wollen, liegt böser Herbststurm in der Mitte. Ob wirklich ein Tristan durch Frau Sophiens Leben ging oder ob es nur niederträchtige Zungen waren, die den Alten an ihr irre werden ließen, weiß niemand genau. Die eine Kunde aber erfüllte mit Entsetzen das Land, daß ein furchtbarer Streit sich erhoben habe zwischen dem alten Herrn und seiner jungen Frau, daß er sie verfolgte, als sie vor dem Rasenden floh, daß sie durch den Fluß nach der Insel schwamm, daß er ihr auch dahin folgte und die Unglückliche, die sich in das Gnadenkirchlein geflüchtet hatte, vor dem Bilde Marias, „der Zuflucht der Sünder", erschlug.

Der alte Heyburg trank und lachte darauf drei Tage und drei Nächte lang und war voll wilder Freude; dann kamen die Diener des Gerichtes und holten ihn ins Gefängnis. Er wurde aber bald freigelassen, ledig gesprochen aller Sühne. Aber er lachte nicht, als er auf die sonnige Straße trat. Er beichtete einem Mönch seine Sünden, doch sein Auge wurde nicht mehr froh. Durch die Welt irrte er, und dort, wo sie am schönsten und friedlichsten war, weinte er oder träumte. Vor jedem Christusbild, das am Wege stand, erschrak er; jedes junge Weib, das er sah, war ihm ein qualvoller Anblick, und jedes Kinderlachen erweckte ein brennendes Heimweh in ihm.

Von allen diesen Gefühlen war das Heimweh nach dem Kinde das stärkste. Aller innerer Kampf dagegen nützte nichts: weit in der Ferne winkten zwei kleine, unschuldige Hände, winkten Tag und Nacht durch laute Lust und tiefe Einsamkeit, und eines Tages war der alte Heyburg daheim. Er rief den Knaben und sah ihm lange prüfend ins Gesicht; es war aber, als ob er ins Antlitz der Sphinx schaue: er sah nur die Züge seiner Frau. Ein paarmal war er kurz und barsch zu dem Kleinen, sonst war er gut zu ihm, und bei seinem Tode sagte er: „Mein Sohn, Gott segne dich!"

Nach dem Testament des alten Heyburg kam der Knabe zu den Mönchen auf dem Ostufer des Flusses zur Erziehung; das Gut, dessen Herrenschloß von marodierenden Kroaten niedergebrannt worden, war an profitlustige Händler verkauft worden, die es parzellierten.

Als das Kind zehn Jahre alt war, zog es mit den Klosterbrüdern in die Verbannung. Politische Machthaber hatten das Klostergut auf der Ostseite des Flusses „säkularisiert", sich also noch sehr viel weniger um Kaufbriefe und derartige Formalitäten geschert wie ehedem die Höffingen und Heydburger.

Schöner und besser war es durch die neue Zeit am Flußufer nicht geworden: hüben kleine, kümmerliche Ackerbauern, die das erworbene Feld den Unternehmern viel zu teuer bezahlt hatten und nun ein jämmerliches Leben führten, um die Zinsen aufzubringen; drüben ein Reichsfürst, der das Klostergut um ein Lumpengeld „gekauft" hatte und sich im übrigen das ganze Jahr in der „öden Gegend" nicht sehen ließ, so daß das zu einem Herrensitz gewandelte prachtvolle Kloster eigentlich nur noch von Lakaien bewohnt war.

Ein heftiger Streit entspann sich um die Insel. Der durchlauchtigste Reichsfürst, der das Klostergut unter so günstigen Umständen gekauft hatte, besaß einen pfiffigen Justitiarius, der nichts anderes zu tun hatte, als tagaus, tagein die „verbrieften Rechte seines hohen Herrn" wahrzunehmen. Und als solches Recht erachtete dieser es auch, daß die „Insel" nicht den Juden drüben gehöre, die — pfui Teufel! — „ein Gut schlachteten", sondern daß sie dem allergnädigsten Herrn eigne, der das Klostergut gekauft hatte. Die Insel, meinte der Herr Doktor, sei ursprünglich und nachweislich Besitztum der Mönche gewesen, die ihr Besitzrecht formell niemals aufgegeben hätten, wie aus ihren Protesten, den verschiedenen Bannsprüchen usw. genugsam hervorgehe. „Res clamat ad dominum."

Der Ausgang des Prozesses war der, daß der Reichsfürst mit seiner Klage abgewiesen, die Insel also den Händlern zugesprochen wurde.

Aber auch die Händler hatten mit der Insel, die ihnen nun gehörte, kein Glück. Das Eiland war verrufen. Entheiligt war die Kapelle, verloren war der Zauber des Liebesbrunnens, aus dem Graf Heyburg und seine Frau am Hochzeitstage Treue getrunken und der seine Kraft so schlecht bewährt hatte. Die Frauen mieden die Insel, die Hütejungen sträubten sich, ihre Herden hinüberzubringen, die Fischer hielten sich fern von ihrer Küste.

Nach einigen Jahren hieß es, allerhand lichtscheues Volk habe sich auf der Insel angesiedelt. Niemand kümmerte sich darum, nur wurde das Eiland von der Uferbevölkerung jetzt noch strenger gemieden, und die Bauern schraken zusammen, wenn ein Schuß oder ein Hammerschlag von dem bösen Grunde herüberschallte.

So blieb es, bis sich eines Tages die abgearbeiteten Bauersleute auf der Westseite wie die pokulierenden Lakaien auf der Ostseite gleichzeitig erzählten, etwas Großes habe sich ereignet: ein fremder, finster aussehender Mann sei gekommen und habe von der Insel Besitz ergriffen. Er sei ein Graf und heiße Raimund. In seiner Gesellschaft sei außer einiger Dienerschaft nur ein zehnjähriges Mädchen gewesen. Eine Reihe von Wagen mit allerhand Möbeln und Gerät war auf der Landstraße erschienen. Fremdes Arbeitsvolk hatte alle diese Sachen nach der Insel gebracht,

die einheimischen Bauern waren nicht eines Dienstes oder Wortes gewürdigt worden. Die fremden Arbeiter waren mit den Wagen wieder verschwunden; im alten, seit langer Zeit leeren Fischerhause am Strande aber war ein Fischer namens Kajetan mit seinem jungen Weibe angesiedelt worden.

Das war es, was die Bauern und was die Lakaien wußten. Mehr erfuhren sie nicht. Da übrigens das Kloster eine halbe Stunde stromaufwärts und die Bauernhäuser eine halbe Stunde stromabwärts lagen, alles verborgen hinter hügeligem Waldland, so war die Insel völlig vereinsamt.

Auf der Insel aber mehrte sich dennoch die Bevölkerung. Finstere Gesellen zogen ein, die nie einen ihresgleichen am Uferland ansahen oder grüßten, Handwerker, Bauern und anderes Volk. Es wurden eine ganze Anzahl von Häusern und Gehöften auf der Insel errichtet. Die Zimmerleute kamen und verschwanden wieder, ohne daß sie mit der Uferbevölkerung in irgendeine Verbindung getreten wären. Ja, selbst ein Stücklein Vieh wurde bei keinem Bauern gekauft. Dagegen sahen die Stromansassen oft Lastkähne den Fluß herabkommen, Fahrzeuge, auf denen allerhand Haus- und Ackergeräte und auch Kühe, Pferde, Ziegen und Hühnervolk verladen waren. Die Schiffe kamen von weither, landeten nur an der Insel und verschwanden wieder, wenn sie ihre Ladung abgesetzt hatten.

Dieses geheimnisvolle Treiben beschäftigte die Uferbevölkerung durch viele Jahre. Alte Märchen wachten wieder auf, neue Sagen entstanden, und alle Gerüchte, die um die Herdfeuer summten oder um die Schenktische der Wirtshäuser schwirrten, wurden geglaubt. Viele meinten, der Graf sei einer, der sich dem Teufel verschrieben habe und Spießgesellen werbe, die in der ganzen Welt allerhand böse Gewerbe getrieben hätten und nun auf der Insel eine Zuflucht fänden.

Christenmenschen könnten es nicht sein. Niemals wieder klang das Glöcklein von der Frauenkapelle herüber übers Wasser. Die Insel blieb verfehmt. Nur der Fischer Kajetan, den der Graf als Fährmann ans Ufer gesetzt hatte, galt nicht als gefährlich. Die Leute sagten nur, daß er sehr hochmütig und sehr faul sei.

*

Der Roman „Die Insel der Einsamen“, dem wir obiges einleitende Kapitel entnommen haben, ist jetzt zusammen mit den bekannten Romanen Paul Kellers „Die Heimat“ und „Das letzte Märchen“ als Volksausgabe (in Leinen gebunden) zu RM. 2.85 erschienen.



*** Kopfstehen, ein neues Schönheitsmittel.** Die Londoner Schönheitsinstitute erfanden ein neues Mittel zur Erreichung eines gesunden, reinen Teints. Unter großem Hallo wird dieses neue Mittel der Damenwelt Londons empfohlen. Man soll täglich fünf Minuten auf dem Kopf stehen, das ist das neue Gebot. Die Damen, die den Wunsch haben, ihren Teint aufzufrischen, erscheinen frühmorgens in dem Schönheitsinstitut und werden dort im wahren Sinne des Wortes auf den Kopf gestellt. Der Vorteil der neuen Methode liegt auf der Hand, sie kann auch zu Hause angewandt werden und ist in diesem Falle nicht mit Geldausgaben verbunden. In einer Broschüre werden die großen Wirkungen dieser extravaganten Kur ausführlich geschildert. Wenn man auf dem Kopf steht, behauptet die Broschüre, wird das Blut in schnellere Zirkulation versetzt. Diese Belebung des Blutlaufs verursacht nicht nur eine frische Haut, sondern ein allgemeines Wohlempfinden, eine Geschmeidigkeit in allen Gliedern. Fünf Minuten Kopfstehen sind in ihrer Auswirkung einer anstrengenden Turnstunde gleich. Jeder Mensch, der nicht genügend Zeit hat, um sich täglichen Sport- und Turnübungen zu widmen, kann leicht dasselbe Ergebnis durch das Kopfstehen erreichen. Soweit der Verfasser der Broschüre. Man muß abwarten, ob die neugepriesene Methode sich verbreitet. Gegebenenfalls wäre dadurch ein Beweis erbracht, daß die heutige Welt nicht nur bildlich, sondern buchstäblich auf dem Kopfe steht.

*

*** Frauen in steigender Überzahl.** Auf Grund neuester internationaler statistischer Erhebungen konnte festgestellt werden, daß das seit dem Kriege besonders auffallende zahlenmäßige Übergewicht der Frauen gegenüber den Männern nicht nur andauert, sondern weiter im Steigen begriffen ist. Am größten ist die Überzahl der Frauen in Deutschland und Frankreich. Die Frauenbevölkerung dieser beiden Länder übertrifft die männliche um fast zwei Millionen. Auch in Österreich, Spanien, in den skandinavischen Ländern und auf dem Balkan sind die Frauen sehr bedeutend im Vorsprung. Trotz der allgemein verbreiteten Ansicht, daß die Natur selbst für die Schaffung eines Ausgleiches der beiden Geschlechter sorgt und daß nach großen Kriegen Knaben in überwiegender Zahl zur Welt kommen, beweist die letzte Statistik der europäischen Länder das Gegenteil. Fast in allen Ländern wurden in den letzten Jahren mehr Mädchen als Knaben geboren. Die Chancen des weiblichen Geschlechtes in der alten Welt können also immer noch als sehr unbefriedigend betrachtet werden. Dagegen halten sich die beiden Geschlechter in Amerika, Afrika und Asien ziemlich genau die Waage. In Australien und Sibirien überwiegen sogar die Männer an der Zahl.

*

*** Eine Kompositionsmaschine.** Die oft beobachtete Duplizität der Erfindungen fand vor kurzem eine neue Bestätigung. Eine Notenschreibmaschine wurde gleichzeitig in Frankfurt a. M. und in dem italienischen Ort Chertona erfunden. Der italienische Erfinder Pater Garzi Don Nicola tätigte kurz darauf eine neue Erfindung, die in den musikalischen Kreisen Italiens allgemeines Interesse erweckt. Der von Pater Don Nicola konstruierte Apparat wird in einen Flügel hineinmontiert und registriert automatisch auf einem Papierbogen alle Noten, entsprechend den Berührungen der Klaviatur. Der Apparat kann somit als die von den Komponisten seit jeher ersehnte Kompositionsmaschine gelten. Wiederholt konnte sich früher der Fall ereignen, daß Komponisten ihre aus dem Kopf gespielten Schöpfungen später vergaßen, und nie mehr wiederholen konnten. Dank dem neuen Apparat können alle zum ersten Male gespielten Kompositionen automatisch fixiert werden. Zweifellos wird die neue Vorrichtung von allen musikalischen Autoren mit größter Begeisterung aufgenommen werden. Sie ist ein Beweis dafür, daß auch auf dem Gebiete der künstlerischen Schöpfung der technische Fortschritt der Neuzeit von großer Bedeutung sein kann.



Unerhört.



„Sie haben das Motorrad bisher immer noch nicht bezahlt, Herr Meier! Heute komme ich nunmehr zum fünfundzwanzigsten Male mit der Rechnung!“

„Ohne Blumen — bei einem solchen Jubiläum?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.